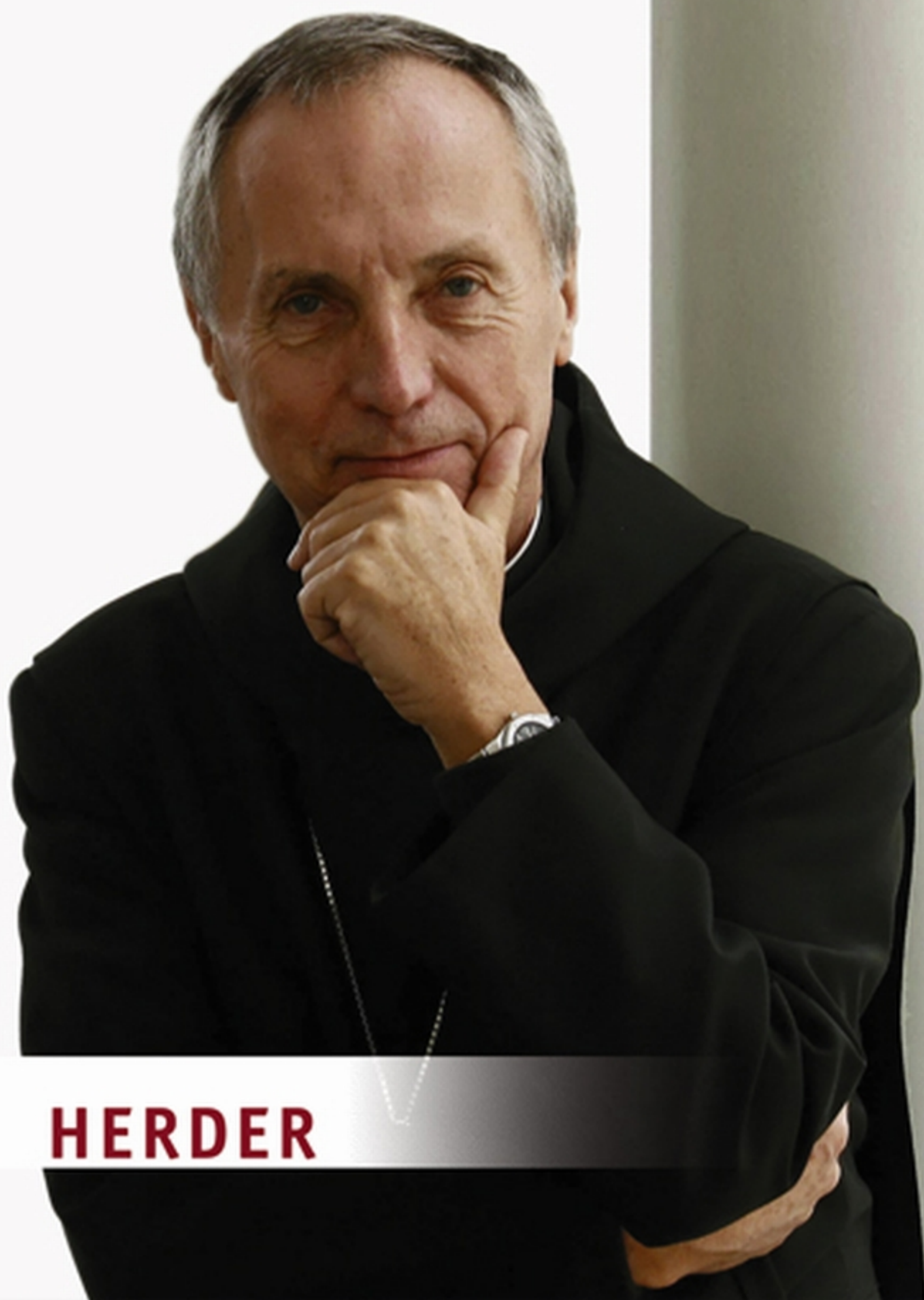


ABTPRIMAS NOTKER WOLF
MATTHIAS DROBINSKI

Regeln zum Leben

Die Zehn Gebote –
Provokation und
Orientierung für heute



HERDER

PREMIERE

Notker Wolf / Matthias Drobinski

Regeln zum Leben

Die Zehn Gebote –
Provokation und Orientierung für heute

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Originalausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2008
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI Moravia Books, Pohorelice

ISBN: 978-3-451-33188-6

Inhalt

Ein persönliches Vorwort von Notker Wolf OSB	7
Vom „Ewig Kurzgefassten“: Kleine Geschichte der Zehn Gebote	15
1. GEBOT: Du sollst keine fremden Götter neben mir haben .	33
2. GEBOT: Du sollst Dir kein Bild machen. Du sollst den Namen Gottes nicht missbrauchen.	48
3. GEBOT: Du sollst den Sabbat/Sonntag heiligen	62
4. GEBOT: Vater und Mutter ehren	75
5. GEBOT: Du sollst nicht töten	90
6. GEBOT: Du sollst nicht ehebrechen	107

7. GEBOT:

Du sollst nicht stehlen	119
-------------------------------	-----

8. GEBOT:

Kein falsches Zeugnis ablegen	131
-------------------------------------	-----

9. UND 10. GEBOT:

Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Frau. Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Hab und Gut	141
---	-----

Der Dekalog: Gebote zur Freiheit	148
--	-----

Ein persönliches Vorwort

Dafür, dass ich versprochen habe, mein Leben lang meiner Klostersgemeinschaft in Sankt Ottilien treu zu sein, führe ich ein recht unregelmäßiges Leben. Die Benediktineräbte haben mich zum Abtprimas gewählt, zum Sprecher aller Kongregationen, auch der Frauenklöster. Ich bin deshalb nach Rom umgezogen, in die Abtei S. Anselmo. Von dort aus fahre und fliege ich in die ganze Welt: Ich informiere mich über die Lage der Klöster in Lateinamerika und Afrika, nehme an den Vorstandssitzungen unserer amerikanischen Stiftung für S. Anselmo teil, muss zu Tagungen in Asien und treffe in Oberbayern ehemalige Schüler; in Rom kümmere ich mich um die Sorgen im Kloster und an unserer Hochschule und führe Gespräche mit den vatikanischen Behörden. Zusätzlich muss ich Akten unter Termindruck abarbeiten. Das klingt sehr spannend, und ich genieße es auch, die Welt zu sehen und so viele Menschen zu treffen, so viele Kulturen kennenzulernen – die Missionsbenediktiner sind schon seit jeher in die Welt hinausgezogen, um überall vom Evangelium zu erzählen.

Aber es gibt auch die Momente der Einsamkeit und der großen Müdigkeit, des Unbehaften; es gibt die Abende, an denen ich mir denke: Ich reise viel und sehe nichts. Dann kommt der Wunsch hoch, einfach anzukom-

men und zu bleiben. An solchen Tagen hilft mir die *Regula Benedicti*, die Ordensregel unseres Gründers, des Heiligen Benedikt von Nursia; es helfen das Stundengebet, das Lesen in der Heiligen Schrift. Und wenn ich in Asien oder Afrika in ein Kloster komme, leben meine Schwestern und Brüder nach den gleichen Regeln, die ich in Sankt Ottilien kennengelernt habe, die ich in Rom lebe und die ich auch auf meinen Reisen, so weit es geht, zu leben versuche. Ich komme sofort in den Rhythmus des benediktinischen Lebens hinein. Ich bin im Chorgebet, beim gemeinsamen Essen, ich lebe das Leben der Gemeinschaft mit, und so habe ich eine Heimat, wo immer ich auch bin. Ich bin bei den Benediktinerinnen und Benediktinern rund um den Globus zuhause. Ich kann mich überall auf der Welt heimisch fühlen, weil wir Benediktinerinnen und Benediktiner überall auf der Welt nach der gleichen Regel leben. Ich brauche diese Regeln, etwas, was das Leben strukturiert, ihm einen roten Faden gibt. Sonst könnte ich es gar nicht aushalten.

Gerade weil mir die Regelmäßigkeit fehlt, merke ich: Diese Regeln sind keine Einengung, sie sind eine Befreiung. Einengend sind die sogenannten Sachzwänge, die meist doch nur selbstgemacht sind. Bedrängend sind die Termine, bedrängend ist der Zeitdruck, den nächsten Flieger zu erreichen, die Notwendigkeit, bestimmte Akten bis zu einem bestimmten Zeitpunkt durchzuarbeiten. Die *Regula Benedicti* dagegen macht mich frei, sie schafft mir Freiräume. Ich kann mich dem Rhythmus von Gebet und Arbeit hingeben, es gibt nie nur die nackte Arbeit. Unser ganzer Körper verlangt nach einem Rhythmus, nach einer Tages- und Lebensstruktur – auch darin sieht

man die große Klugheit Benedikts. Ich muss nicht meinen Tag jeden morgen neu erfinden. Ich lebe nie im luftleeren Raum. Und daran sieht man, wie modern diese Regel aus dem sechsten Jahrhundert ist, die Benedikt im Kloster Montecassino verfasst hat. Sie hilft mir in diesem Managerleben, das ich mir so nicht ausgesucht habe, eine Heimat zu finden – und mich überrascht immer wieder, wie viele der angeblich so selbstbewussten und unabhängigen Manager nach etwas suchen, das ihr Leben vergleichbar strukturiert. Wenn ich nicht in ein Kloster hineinkomme, habe ich mein Brevier dabei, ich bete, so es möglich ist, zu den uns vorgegebenen Zeiten. Ich versuche auch, jeden Tag einen Abschnitt der Heiligen Schrift zu lesen. Ich suche den Kontakt zu Gott, das empfinde ich immer wieder als unfassbar befreiend. Ich fühle mich am Abend frustriert, wenn ich den ganzen Tag nur herumgetrieben wurde, wenn ein Termin den anderen jagte und ich nie diese Unterbrechung für Gott, für diese andere Wirklichkeit hatte.

Das macht, glaube ich, auch die Faszination der Zehn Gebote aus: Sie bieten eine Heimat inmitten von Moderne und Postmoderne, inmitten der großen Menschheitsreise. Die Regel Benedikts ist viel differenzierter, als es die Zehn Gebote sind, sie ist auf eine klar umgrenzte Gemeinschaft hin geschrieben, aber in ihrer Funktion will sie nichts anderes als der Dekalog, das Zehnerwort: ein gutes Zusammenleben von Menschen ermöglichen. Es geht um das gute Leben, nicht um einen einengenden Katalog. Deshalb stehen das Regelwerk der biblischen Gebote und die Benediktsregel nie alleine. Im Mittelpunkt des Ordenslebens steht die Liturgie, die lebendige Ge-

meinschaft der Nonnen und Mönche, und damit sie funktioniert, dafür sind die Regeln da. Sie sind Hilfsmittel, Leitfaden, Richtschnur. Man kann sie nicht weglassen, aber ohne das Lebendige wären die Regeln hohl. So ist es auch bei den Zehn Geboten: Man kann und muss sie mit Leben füllen, dann sind sie Teil des guten und lebendigen Lebens, ein faszinierender Weg zur Menschlichkeit.

Ich kann zu meinem Glück sagen, dass ich nie Angst haben musste vor einem Gott, der Gebote aufstellt. Den strengen, verbietenden, einengenden Gott habe ich nie erfahren. Es heißt, auf dem bayerischen Land sei gerade diese Vorstellung verbreitet gewesen, aber den gab es in meinem Leben nicht. Ich weiß, dass es da vielen aus meiner Generation anders ergangen ist, und ich bin meinen Eltern, den Priestern und Lehrern, die ich erlebte, sehr dankbar dafür, dass sie mir ein befreiendes und wärmendes Gottesbild vermittelt haben. Meine älteste Erinnerung, die ich an meine Kindheit habe, ist die: Ich war zweieinhalb Jahre alt, es war Weihnachten, und meine Mutter nahm mich mit in die Mitternachtsmesse. Sie stellte mich Knirps vor sich auf die Bank, ich sah das Licht, hörte die Musik, roch den Weihrauch – noch heute öffnet mir diese Erinnerung alle Sinne, sie war mein religiöses Grunderlebnis. Für mich ist deshalb Religion Freude und auf keinen Fall Unterdrückung. Natürlich hat man mir als Kind wenn es donnerte auch einmal gesagt: Der Himmelpapa schimpft. Aber ernst habe ich das nicht genommen, weil es immer mit Augenzwinkern gesagt wurde, weil bei uns mit dem nötigen Humor geglaubt wurde, ohne den Religion schnell lebensfern streng wird. Auf dem Land waren Kirche, Glaube und Le-

ben eins; wir hatten eine gesunde Frömmigkeit. Wir Buben haben an der Kommunionbank darum gerauft, wer dann zum Läuten in den Kirchturm durfte. Heute wäre so etwas ein Skandal, damals fand das niemand tragisch. Während des Gottesdienstes saß der Mesner hinter uns, er wusste schon, warum. Wir haben trotzdem dauernd geschwätzt, und er hat den schlimmsten Schwätzern dann eine Kopfnuss verpasst, und der Pfarrer hat, wenn er mit dem Weihwasser durch die Kirche ging, den letzten Schwung immer über uns gesprengt, dass wir ordentlich nass wurden. Das haben dann wir nicht weiter tragisch genommen.

Die Kirche war unser Zuhause, und alles, was in einem Zuhause passiert, passierte auch dort: Es gab unartige Kinder, es gab Streit, es gab auch autoritäre Erwachsene – aber alles fand in einer Atmosphäre statt, in der wir Kinder uns angenommen fühlten und wussten: Hier ist unsere Heimat. Der Gottesdienst gehörte zu unserem Leben wie die Schule und das Schützenfest; es war das Aufgehobensein in einer engen, aber auch warmen Welt. Ich bin im Krieg groß geworden, mein Vater war an der Front, ich habe ihn erst nach dem Krieg richtig kennengelernt. Und da war für uns, meine Mutter und die Kinder, diese Heimat sehr wichtig, in der es Nachbarn gab und auch andere Männer, die die Vaterrolle zumindest teilweise ersetzten. Die insgesamt sehr weiblich geprägte Religiosität hatte nicht die Strenge, unter der andere aus meiner Generation litten; Glaube war für uns überhaupt nicht streng. Wir wohnten damals zur Miete, unter uns die Vermieterin – ich weiß noch, wie ihr Mann, er war Soldat, Weihnachten zu Besuch kam, wir bei der Familie

feierten, mit einem Weihnachtsbaum, der mir wie ein Wunder vorkam, und einem Netz mit drei Bauklötzen für mich darunter, die ich glücklich mit meinen Fingern herauspulte. Und auf einmal stand hinter mir der Mann, für den es die Monate zuvor nur Schießen oder Erschossenwerden gegeben hatte, strahlend vor Freude über meine Freude. Es war sein letztes Weihnachtsfest, bald darauf ist er gefallen. Auch dieses Weihnachtsfest gehört zu meinen religiösen Urerlebnissen: Ich erlebte die Freude, wenn man Freude bereitet.

So gesehen spielten die Zehn Gebote in meiner Kindheit und Jugend keine große Rolle. Vater und Mutter ehren, das verstanden wir, und dass man den Sonntag heiligen soll auch. Den Namen Gottes nicht missbrauchen – da hat man uns gesagt: Du sollst halt nicht fluchen, und wir haben uns mehr oder weniger dran gehalten. Wir haben später im Religionsunterricht den Beichtspiegel auswendig gelernt und sind bei vielen Geboten ins Schleudern gekommen, weil sie uns Kindern nicht verständlich waren. Ich habe dann natürlich auch die Zehn Gebote auswendig gelernt – aber in der Beichte spielten schon immer andere Dinge eine Rolle, als diese Gebote abzufragen: Mein Verhältnis zu Gott, mein Verhältnis zu mir selber, mein Verhältnis zu den anderen. Und das war für mich der Weg. Es gab mehr ein natürliches Moralempfinden. Wenn ich genascht hatte, wusste ich schon: Das war nicht recht. Nicht, weil ich dann dachte: Vorsicht, siebentes Gebot! Sondern weil wir im Innern wussten, dass wir jetzt eine Regel verletzen. Da gibt es ein knappes Gut, und ich nehme es mir, obwohl es mir nicht gehört. Das schmeckt gut, ist aber nicht fair. Es

kribbelte im Bauch. Aber das löste die Geborgenheit in Gott nicht auf. Ich hatte keine Angst vor der Hölle, wenn ich Süßigkeiten naschte, ich fürchtete auch nicht, von Blitzen und anderen Strafen getroffen zu werden. Es war die kindliche Form des Gewissens, die mir sagte: Du brichst eine Regel, die es eigentlich gut mit Dir meint. Teile das knappe Gut fair und hole dir weder Zahn- noch Bauchschmerzen! Nach solchen Missetaten hatte ich keine Angst, ich schämte mich und hätte mich am liebsten irgendwo vor mir selber versteckt.

Ich musste also nie gegen einen unerträglich gebieterischen Gott rebellieren. Rebelliert habe ich als Jugendlicher und als Student immer dann, wenn ich eine Entscheidung anderer über mich als Willkür empfand – mich dem Willen anderer zu unterwerfen, fiel mir schwer. Und so kamen meine Glaubenszweifel, als ich auf dem Weg ins Kloster und hin zu meinen Ewigen Gelübden immer wieder damit haderte, mich dem Willen Gottes anzuvertrauen und ihn zu erfüllen. Was will Gott mit mir? Das war meine bedrängende Frage, auch über das Noviziat hinaus. Es hat lange gedauert, bis ich sagen konnte: Das ist mein Lebensweg. Es war ja auch gegen alles, was wir in unserem modernen und individualisierten Abendland lernen: Ich selber bestimme, wo es langgeht, das lasse ich mir weder von einem Menschen noch von Gott vorschreiben. Aber wenn die Nabelschnur zu Gott abgerissen ist, wenn der eigene Wille zum Maßstab des Lebens wird, dann geht etwas verloren. Es hat lange gedauert, bis ich begriffen hatte, dass der Wille Gottes nicht die Willkür Gottes ist, im Gegenteil: Gott will das Beste mit mir. Selbst in diesen Zweifeln aber ist mir das

Gottvertrauen geblieben, das Vertrauen in einen barmherzigen Gott, der die Sünde hasst, aber den Sünder liebt.

Wie menschlich oder unmenschlich ein Regelwerk ist, zeigt sich auch darin, wie es mit den Fehlern und Schwächen derer umgeht, die diese Regeln halten sollen und die immer wieder daran scheitern, weil sie Menschen sind. In Benedikts Regel heißt es: Der Abt soll im rechten Maß es so einrichten, dass die Guten finden, wonach sie streben und verlangen, und die Schwachen nicht abgeschreckt werden und davonlaufen. „Dein Wort ist meinem Fuß eine Leuchte, ein Licht für meine Pfade“, heißt es im Psalm 119, der die Gebote Gottes preist. Die Gebote zeigen mir, wo es langgeht, sie erhellen meinen Weg, geben mir Orientierung. Mich auf den Weg machen und gehen muss ich selber, und nicht immer sind die Wegweiser eindeutig. Ich setze suchend einen Schritt vor den anderen, stolpere, verlaufe mich, gehe seltsame Umwege. Das Licht aber ist da, und es bleibt treu. So soll auch das Buch Mut machen zum Gottvertrauen. Es soll Mut geben, sich auf den Weg zu machen, auch wenn er schmal ist, wenn man auf ihm stolpern und sich verlaufen kann: Er lohnt sich. Es ist der Weg zum Leben.

Rom, im Mai 2008

Notker Wolf OSB

Vom „Ewig Kurzgefassten“: Kleine Geschichte der Zehn Gebote

Margot Käßmann, die evangelische Landesbischöfin in Hannover, erzählt die Geschichte aus der Zeit, als sie noch Pfarrerin im Hessischen war und Konfirmandenunterricht gab. Die Zehn Gebote waren dran, und die Konfirmanden verdrehten die Augen: Das sind doch Regeln von vorgestern! Die junge Pastorin drehte daraufhin den Spieß um und bat die Teenies, selber Regeln zusammenzustellen, nach denen die Bewohner eines einsam gelegenen Dorfes leben könnten. Siehe da, die Regeln des fiktiven Dorfes unterschieden sich gar nicht so sehr von den Zehn Geboten: fair miteinander umgehen, dem anderen nichts wegnehmen, ihn nicht verletzen, gegenseitiger Respekt in der Partnerschaft, nicht hinter dem Rücken des anderen über einen reden, die Alten achten die Jungen und die Jungen die Alten. Jugendliche wissen heute nicht mehr unbedingt, ob Moses (oder nicht doch Abraham?) dem Volk Israel sieben oder zehn Gebote brachte – oder vielleicht sogar zwölf. Alle Zehn Gebote aufsagen können auch nur noch die wenigsten Erwachsenen: Einer Emnid-Umfrage zufolge wusste noch knapp jeder Zweite der Befragten, dass „Du sollst nicht töten“ dazugehört, ebenso „Du sollst nicht stehlen“ und „Du sollst nicht ehebrechen“. Die Forderung, den Namen Gottes nicht zu missbrauchen oder den Sabbat/Sonntag zu heiligen, kannten

weniger als zehn Prozent. Nimmt man diese Umfrage zum Maßstab, sind die Zehn Gebote aus dem kollektiven Gedächtnis der Deutschen weitgehend verschwunden, sind zur vagen Erinnerung verblasst, dass man irgendwie anständig bleiben sollte.

Und trotzdem leben sie. Die Zahl der Bücher, die über den Dekalog erschienen, ist kaum noch zu erfassen. Es sind fromme Besinnungsbücher dabei, wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Werke. In den Medien spielen die Zehn Gebote – besonders nach dem Anschlag auf die Twin Towers in New York – plötzlich wieder eine Rolle. Philosophen versuchen, sie neu zu formulieren. Zum Beispiel Peter Sloterdijk: „Du sollst weder Eifersucht provozieren noch dich zu eifersüchtigem Handeln provozieren lassen.“ Eifersucht sei „die allgemeine Quelle von Gewalthandlungen. Unsere Kultur ist aber eine der bewussten Eifersuchtsentfesselung, die wir mit dem schönen Ausdruck Wettbewerb darzustellen belieben.“ Fernando Savater, Spaniens bekanntester Philosoph, ein bekennender Atheist, hat ein ausgesprochen überraschendes Buch über „Die Zehn Gebote im 21. Jahrhundert“ geschrieben, weil er der Überzeugung ist, dass eine Demokratie ohne moralische Grundnormen nicht auskommt und dass ohne die jüdisch-christlichen Gebote die Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich nicht hätten entwickeln können, dass es keine Menschenrechtscharta und keinen Rechtsstaat gäbe. Die Zeiten des entgrenzten Individualismus scheinen vorbei zu sein – und damit auch die Zeit, in der die Zehn Gebote aus dem Diskurs ausgelagert waren wie ein Wintermantel, den man gerade nicht braucht und zusammen mit ei-